

die historischen Quellen noch stärker ausgewertet als bei der vorliegenden Monographie. Es werden „die Landschaft und ihre natürlichen Grundlagen“ (Oberflächenform, Böden, Klima, Pflanzendecke und Waldbild), die „Agrarlandschaft“ und die neueste Entwicklung, „Die Bevölkerung und der Einfluß der Industrialisierung“ untersucht und dargestellt. Der Abschnitt „Geschichtliche Grundlagen des Siedlungsbildes“ ist unkritisch und summarisch bewertet. Doch liegt in diesem Abschnitt ja nicht der Hauptwert des Büchleins; die zahlreichen klar gezeichneten Karten, die statistischen Übersichten geben dem geschichtlich denkenden Wanderer zahlreiche Anregungen, so daß man wünschen möchte, daß ähnliche Veröffentlichungen im ganzen Raume eine Grundlage auch für die historische Forschung ergeben möchten. Sch.

Götz Freiherr von Pölnitz: Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn. (Mainfränkische Hefte 36.) Würzburg 1959. 34 S. Illustriert. 3 DM.

Der Leser dieser kleinen Schrift wird auf den ersten Seiten durch eine Darstellung des fränkischen Wesens überrascht, die in funkelnder Diktion vorgetragen ist. Diese geschliffene Sprache zeichnet auch das Lebensbild aus, das weniger aus Einzelheiten aufgebaut als durch große zusammenfassende Linien auf das Wesen zurückgeführt wird. Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn erscheint in erster Linie als Herrscher, als bedeutender Politiker, der auch in seiner Kunstpolitik (dem vielfach als „posthume Gotik“ beschriebenen Juliusstil) weniger Mäzen als Landesherr ist. Dieser Landesherr verkörpert führend die jüngere Generation der Gegenreformation, der das Glaubenserlebnis bestimmend geworden ist und die mit Härte ihre Ziele verfolgt: Denn auch der bewegliche und anpassungsfähige Franke kann „sich fanatisch für eine Sache begeistern“, aber dieser Fanatismus erscheint wiederum gemildert durch Züge persönlicher Wärme. So findet der Herrscher, der Gegenreformer, der Bauherr und schließlich der Mensch, dem das Juliuspital eine der liebsten und persönlichsten Schöpfungen war, sein Sinnbild in dem wehrhaften Erzengel Michael über den Kirchenportalen. „Möglicherweise kein Genie ... doch ein wirklich großer Mann“ ersteht der Fürstbischof vor dem Leser. Wu.

Karl-Johannes Grauer: Wilhelm I. König von Württemberg. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Stuttgart: Schwabenverlag 1960. 474 S. 2 Tafeln. 15 DM.

König Wilhelm I. von Württemberg lebte von 1781 bis 1864 und regierte seit 1816. Unter seiner langen Regierung ist Neuwürttemberg zu dem Staat geworden, der sich seitdem bewährt hat, und seine korrekte und behutsame Regierung hob sich vorteilhaft ab vom Despotismus seines genialen Vorgängers Friedrich I. wie von der Schwäche seines Nachfolgers Karl. Die vorliegende Biographie zeichnet behutsam und liebevoll das Bild dieses Königs von seiner Kronprinzenzeit, die unter dem väterlichen Zwang stand, bis zu seinem einsamen Alter. Dabei werden bisher ungenutzte Quellen erschlossen, die besonders die politischen Vorstellungen des Königs von einem dritten Deutschland zwischen den Großmächten Preußen und Österreich anschaulich machen. Neben der Außenpolitik, die durchaus (und mit Recht) den Vorrang der Darstellung einnimmt, gibt das Interesse des Königs für die Landwirtschaft (er ist der Gründer der Hochschule Hohenheim und des landwirtschaftlichen Fests in Cannstatt) und das Gewerbe (Polytechnikum Stuttgart), seine korrekte Haltung gegenüber der Verfassung und den Interessen beider Kirchen Gelegenheit zu einem knappen Überblick über das, was auf diesem Gebiet zu seiner Zeit geschah, ebenso wie Geistesleben und Kunst knapp (vielleicht zu knapp) behandelt werden. Aber hier müssen dem Leser doch Bedenken kommen. Gewiß ist die persönliche Biographie eines Herrschers nicht von der Geschichte seiner Regierungszeit zu trennen; aber auch die persönliche Biographie sollte in ihrem Helden nicht den Urheber und Gründer aller der vielen Dinge sehen, die in seinem Namen geschehen sind. Allzu wenig hören wir von seinen Mitarbeitern, die Minister erscheinen nur beiläufig und fast wie Handlanger (bei Max Miller las man das anders, vgl. die Beurteilung Vellnagels). Die Beurteilung Lists (S. 164) erscheint uns allzu vereinfacht. Gewiß, es ist das gute Recht des Verfassers, der bisherigen These, die alles Heil vom Volke und der Volksvertretung herleitete, eine Antithese entgegenzusetzen, aber diese Antithese ist bereits in den kurzen einleitenden und abschließenden Kapiteln vielleicht doch zu gefühlsbedingt vorgetragen (die „verhängnisvolle“ Rolle der Stände [S. 18, 20], die Polemik gegen Grube usw.). Sind wirklich der Wille des Landesfürsten und das religiöse Ethos der Bevölkerung jahrhundertlang vor allem bestimmend für das württembergische Wirtschaftsleben (S. 199)? Von den Ungenauigkeiten im einzelnen bemerken wir hier nur einige Beispiele: Waib-



linger gehörte nicht zur Hölderlinpromotion (S. 34), Treptow an der Rega ist auch ohne Angabe des heutigen polnischen Namens auf unseren Karten zu finden (S. 43), die Reichsstadt heißt Giengen (S. 53), Bengel kann wohl kaum als Titularabt bezeichnet werden (S. 230), Hahn stammt aus Altdorf (S. 230), Keller war Titularbischof von Evora (S. 237). Von Württembergisch Franken aus gesehen hat die Regierung Wilhelms I. und die Persönlichkeit des alten Königs wesentlich dazu beigetragen, die fränkischen Gebiete dauerhaft württembergisch zu machen; es sei nur daran erinnert, daß die Überlieferung seiner persönlichen Initiative die Erhaltung und Erweiterung der Freitreppe von Sankt Michael in Hall zuschreibt. Dennoch scheint es uns heute nicht mehr überzeugend, wenn die Geschichte einer Regierungszeit so einseitig und ausschließlich auf eine Persönlichkeit bezogen wird, wie das für das dynastisch denkende 19. Jahrhundert selbstverständlich war. So hoffen wir, daß diese interessante Biographie zu Einzeluntersuchungen der zahlreichen angeschnittenen Themen anregen wird, die zur Synthese des Geschichtsbilds beitragen mögen.

Wu.

S. S. P r a w e r : Mörike und seine Leser. Versuch einer Wirkungsgeschichte. Stuttgart: Klett 1960. 155 S. Lwd. 11 DM.

Der Verfasser, ein englischer Germanist, möchte nach dem Worte von Findeis einen Beitrag geben zu jener „feineren Literaturgeschichte, die noch lange ungeschrieben bleiben wird, in der nicht das Entstehen der Werke, sondern ihr Leben und Wirken, ihre beständige Erneuerung im Gemüt verstehender und hingebender Leser darzustellen wäre“ (S. 12, 91.) „Das Anliegen dieses Buches war zuletzt, an einem Musterbeispiel die lebendige Wirkung auch der leisesten Dichtung aufzuzeigen.“ (S. 113.) In blendender Sprache gibt der Verfasser ein Bild darüber, wie Mörike von den Zeitgenossen verstanden oder mißverstanden wurde, wie er nach seinem Tod halb vergessen war, bis Hugo Wolf den ersten, den tragischen Mörike entdeckte, wie jede Zeit aus dem Dichter herauslas, was sie bewegte, bald Verklärung, bald Expression suchte, bis Hermann Pongs 1935 den „dämonischen“ Mörike entdeckte, dessen Bild wiederum in unseren Tagen mehr ins Gleichgewicht gesetzt wird. Dabei wird die Geistesgeschichte eines ganzen Jahrhunderts berührt, oft in wohlthuender Zurückhaltung, oft aber doch allzu knapp: Wir wünschten uns etwa Beispiele für die verschiedenen Zeitungskritiken an Stelle der kurzen Zitate, Beispiele auch für die verschiedenartigen Interpretationen. Einige kleine Randbemerkungen mögen als Anregung zur Berichtigung von Kleinigkeiten verstanden werden: Im Archiv für Sippenforschung erschien 1935 nicht die Ahnentafel „bis ins zehnte Glied“ (S. 71) gewissermaßen in Widerspruch zum Zeitgeist, sondern Raths Mörikeaufsatz mit 5 Generationen der Ahnen; die Ahnentafel ist tatsächlich erst ein Werk unserer Tage (Frau Else Rath) und keineswegs eine Ausflucht. Die Mörikevorträge von Niebelschütz, während des Krieges in Frankreich gehalten, erschienen nicht erst 1948 (S. 77), sondern im Kriege in der Zeitschrift „Das innere Reich“, und sie haben damals manchem Leser eine Lebenshilfe bedeutet, ein Beitrag zur Lebenswirkung Mörikes. Daß Mörike Mitgründer unseres Vereins und nach seinem Wegzug aus Mergentheim Ehrenmitglied war, ist gewiß neben seinem dichterischen Wirken nicht bedeutend, aber es hat ihm in unserer Landschaft doch stets Freunde und verstehende Leser gebracht; nicht nur die mehr drollige Begegnung Karl Picots mit dem Dichter (S. 107), sondern vor allem die Tatsache, daß in unserer Jahreshauptversammlung 1942 F. Häußermann „Die Welt des Dämonischen in Mörikes Leben und Dichtung“ dargestellt hat, verbindet Hall mit dem Dichter. Hervorzuheben ist die starke Betonung des musikalischen Elements und der Wirkung der Vertonungen von Mörike, die Aufzählung der wichtigsten Mörikelieder und eine annähernd vollständige Bibliographie. Sehr zu unterstützen wäre das Anliegen des Verfassers, endlich eine moderne und kritische Mörike-Gesamtausgabe in Angriff zu nehmen (S. 89).

Bestürzend wird bei der Lektüre dieses Buches das Problem Dichter und Leser sichtbar. Welche Fülle von Irrtümern, Mißverständnissen, Fehldeutungen kennzeichnet es zu Lebzeiten wie auch nach dem Tode! Es drängt sich die Frage auf, ob überhaupt ein solches Verhältnis möglich ist. Ist es nicht immer nur „der Herren eigener Geist“, was sie hineinlesen? Auch unser zeitgenössisches Mörikebild scheint auf dem Hintergrund dieses Jahrhunderts seltsam relativiert und unwirklich. Die Idylliker, der Dämonische, der Schwabe oder der Weltbürger, der feine Grieche oder der typische Deutsche — es scheint, als ob man mit immer neuen Umschreibungen versuchen müsse, zu umkreisen und zu vermeiden, was er in Wirklichkeit war: Mörike, der Einmalige, der Dichter und Mensch.

Wu.